

Für unsere Kinder

Nr. 10 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Das Schwert. Von Ludw. Uhländ. (Gedicht.) — Bei den Obdachlosen. Von Leo Tolstoi. (Schluß.) — Der rechte Barbier. Von Abelbert v. Chamisso. (Gedicht.) — Geschichte des Javanen Saidjah. Von Multatuli. — Die Wurzelprinzessin. Von Robert Reinick. (Fortf.) — Das Knußperhäuschen. Von Emma Döfl. (Gedicht.)

Das Schwert.

Von Ludw. Uhländ.

Zur Schmiede ging ein junger Held,
Er hatt' ein gutes Schwert bestellt;
Doch als er's wog in freier Hand,
Das Schwert er viel zu schwer erkand.

Der alte Schmied den Bart sich strecht:
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,
Zu schwach ist Euer Arm, ich mein';
Doch morgen soll geholfen sein.“

„Nein, heut, bei aller Ritterschaft!
Durch meine, nicht durch Feuers Kraft.“
Der Jüngling spricht's, ihn Kraft durchdringt,
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

○ ○ ○

Bei den Obdachlosen.

Von Leo Tolstoi. (Schluß.)

Während er sprach, bestätigten drei aus der Menge seine Worte und sagten, daß sie sich genau in der gleichen Lage befänden. Ein hagerer junger Mensch, bleich, mit langer Nase, den Oberkörper nur mit einem an den Schultern zerrissenen Hemd bedeckt, mit einer Mütze ohne Schirm, drängte sich seitwärts durch den Haufen zu mir heran. Unaufhörlich zitterte er, von starkem Schüttelfrost erbebend, aber er bemühte sich, die Reden der Bauern verächtlich zu belächeln, da er glaubte, damit meinen Ton zu treffen, und sah mich an. Ich bot ihm heißes Honigwasser an. Auch er, als er das Glas ergriff, wärmte seine Hände daran, und kaum fing er an zu sprechen, als ein großer, schwarzer, krummnasiger Mensch in Zylinder und Weste, ohne Hut, ihn fortdrängte. Der Krummnasige bat sich auch heißes Honigwasser aus. Darauf ein alter, langer, betrunkenner Kerl mit spitzem Bart, in einem Paletot, mit einem Strick umgürtet, in Bastschuhen.

Darauf ein kleines Männchen mit aufgedunsenem Gesicht und triefenden Augen, in einem zimtfarbenen Mantingröckchen, mit nackten Knien, die aus den Löchern einer Sommerhose hervorguckten und vor Kälte zitternd aneinander schlügen. Vor Zittern konnte es das Glas nicht festhalten und verschüttete den Inhalt über sich. Man fing an, den Armen zu schelten. Er lächelte nur voll Bedauern und zitterte. Darauf eine krumme Mißgeburt in Lumpen und mit Pantoffeln an den nackten Füßen. Dann jemand, der wie ein gewesener Offizier aussah, nun einer geistlichen Standes, dann ein sonderbares nasenloses Wesen — alles das hungrig, erfroren, stehend, alles das drängte sich demütig um mich und strebte zum heißen Honigwasser hin. Dieses wurde ausgetrunken. Einer bat um Geld; ich gab ihm solches. Ein anderer bat, ein dritter; die Menge belagerte mich. Es entstand ein Durcheinander, ein Gedränge. Der Hausknecht des Nachbarhauses rief den Leuten zu, das Trottoir seines Hauses zu räumen; die Menge gehorchte demütig. Es tauchten Ordner aus dem Haufen auf und nahmen mich unter ihren Schutz — sie wollten mich aus dem Gedränge herausführen; aber der Haufe, der früher das Trottoir entlang in Reihen gestanden hatte, hatte sich aufgelöst und drängte zu mir heran. Alle blickten auf mich und bettelten, und ein Gesicht war elender, zerquälter und erniedrigter als das andere. Ich verteilte alles, was ich bei mir hatte, etwa zwanzig Rubel, und trat mit der Menge zusammen ins Nachtschl.

Dieses Nachtschl ist riesig groß. Es besteht aus vier Abteilungen; die Männer in den oberen Stockwerken, die Weiber in den unteren. Ich trat zuerst in die Weiberabteilung ein. Der große Raum ist ganz eingenommen von Bänken, ähnlich denen der Eisenbahnwagen dritter Klasse. Diese Bänke sind in zwei Höhen angebracht, eine über der anderen. Die Frauenzimmer, alle äußerst zerlumpt und nur in Hauskleidern, Alte und Junge traten ein und verteilten sich auf die Bänke, manche oben, andere unten. Einige Alte bekränzten sich und beteten für den, der das Haus erbaute, andere lachten und schimpften. Ich stieg in die oberen Stockwerke. Dort legten sich ebenso die Männer nieder; unter ihnen erblickte ich einen von den

Leuten, denen ich Geld gegeben hatte. Als ich ihn sah, stieg in mir unerträgliche Scham auf, und ich beeilte mich, fortzugehen. Und mit dem Gefühl, eine Missethat begangen zu haben, verließ ich das Asyl und ging nach Hause. Zu Hause stieg ich die teppichbelegte Treppe hinauf zum Vorzimmer, dessen Fußboden mit Tuch ausgelegt war, und nachdem ich den Pelz abgelegt hatte, setzte ich mich zu einem Mahle von fünf Gängen, bedient von zwei Lakaien in Frack, mit weißen Halsbinden und Handschuhen.

Dreißig Jahre sind es her, da habe ich gesehen, wie man vor tausend Zuschauern einem Menschen mit dem Fallbeil den Kopf abschlug. Ich wußte, daß dieser Mensch ein scheußlicher Verbrecher war; ich kannte all das, was seit so vielen Jahrhunderten geschrieben worden war, um die Todesstrafe zu rechtfertigen. Aber in dem Augenblick, da der Kopf sich vom Körper trennte und beide in die Kiste fielen, da seufzte ich. Nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen, mit meinem ganzen Wesen begriff ich, daß alle die Gründe, die ich zugunsten der Todesstrafe gehört hatte, nichts anderes sind als bössartiger Unsinn. Wieviel Menschen man auch zusammenbringen mag, um einen Mord zu verüben, und wie sie auch heißen mögen, Mord bleibt doch Mord, die schlimmste Sünde in der Welt, und ich hatte mich daran beteiligt. So auch jetzt, beim Anblick des Hungern, Frierens und der Erniedrigung Tausender von Menschen, habe ich nicht mit dem Verstand, aber mit dem Herzen und meinem ganzen Wesen begriffen, daß das Vorhandensein von zehntausend solcher Menschen in Moskau ein Verbrechen ist, während ich und andere tausend Menschen Braten und Fisch speisen, unsere Pferde mit Tuch bekleiden und unsere Fußböden mit Teppichen bedecken. Ein Verbrechen, was auch die Gelehrten der Welt darüber sagen mögen, daß es unvermeidlich sei. Ich begriff mit meinem Herzen und meinem ganzen Wesen, daß das Verbrechen nicht einmal, sondern fortgesetzt begangen wird, und daß ich mit meinem Reichtum und Wohlleben nicht nur das Verbrechen zulasse, sondern mich geradezu daran beteilige. Für mich war der Unterschied zwischen beiden Eindrücken der: alles, was ich dort tun konnte, hätte in nichts anderem bestanden, als den Mördern, die an dem Fallbeil standen und mit dem Morden beschäftigt waren, zuzurufen, daß sie Böses tun, und sie mit allen Mitteln daran zu verhindern zu suchen. Aber wenn

ich das tat, konnte ich im voraus wissen, daß mein Auftreten den Mord nicht verhindern werde. Hier aber konnte ich nicht nur heißes Honigwasser spenden und das wenige Geld, das ich bei mir hatte, sondern ich konnte den Mantel vom Leibe hergeben und alles, was ich zu Hause besaß. Das aber hatte ich nicht getan, und darum empfand ich und empfinde es noch, daß ich mitschuldig bin an dem fortgesetzt verübten Verbrechen, solange ich noch überflüssige Speise habe, ein anderer gar keine hat, solange ich zwei Anzüge besitze, ein anderer aber gar keinen besitzt!

o o o

Der rechte Barbier.

Von Adelbert v. Chamisso.

Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange puhen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen;
Ja! ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn,
Soll mancher noch erzittern.

Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Safer frommen.
Habt ihr Barbier hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
Doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartpuzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir tragen;
Doch kitzlich sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Bahen;
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
Führt dir mein Dolch ins Herze.

Das spize, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen,
Und dem verwünschten Ding gar nah
Auf feinem Schemel sitzen
Den grimm'gen schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen, kurzen Wams, woran
Noch schwärzre Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast,
Er will die Messer wegen,
Er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem Staub,
Und sendet den Gesellen.

Einhundert Bahen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch merk' es dir, dich stech' ich tot,
So du die Haut mir rihest.
Und der Gesell: Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch.
Er läuft und schießt den Jungen.

Bist du der rechte, kleiner Molch?
Frischauf! fang an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben!
Und schneidest, rihest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der erste.

Der Junge denkt der Bahen, drückt
Nicht lang und ruft verwegen:
Nur still gefessen! nicht gemückt!
Gott geb' auch seinen Segen!
Er weist ihn ein ganz unverdust,
Er stuzt, er kratzt, er puzt:
Gottlob! nun seid Ihr fertig.

Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel!
Rein andrer möchte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel,
Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder.

Ei! guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt Euch an der Kehle,
Verzuckt Ihr nur das Gesicht
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich Euch dazu nicht Zeit,
Entschlossen war ich und bereit
Die Keh! Euch abzuschneiden. —

So so! ein ganz verwünschter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich,
Er wurd' auf einmal leichenbläß
Und zitterte nachträglich:
So so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hast du es recht gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.

o o o

Geschichte des Javanen Saidjah.

Von Nuttatuti.

Die ostindische Inselwelt — die Großen und Kleinen Sundainseln und die Molukken —, beinahe ganz zu Niederländisch-Indien gehörend, ist nächst Britisch-Ostindien die fruchtbarste, dichtest bevölkerte und wichtigste Besizung der

Weissen in den Tropen. Diese Inseln sind bis ins Innere der Einwirkung des Meeres und der Seewinde zugänglich, sie werden bewässert von zum Teil bedeutenden und schiffbaren Flüssen, und die Fruchtbarkeit ihres Bodens wird namentlich durch die vulkanischen Auswurfstoffe erhöht. Hier wächst Kaffee, Tee, Zucker, die in immer größeren Mengen von der Menschheit verbraucht werden, ferner Reis, Pfeffer, Gewürznelken und Muskatnüsse. Die Inseln bergen in ihren Urwäldern kostbare Hölzer, aber auch Diamanten, Gold, Petroleum und besonders Zinn werden auf ihnen gewonnen. Doch diese Reichtümer der Natur kommen am wenigsten den Eingeborenen der Inseln zugute, und indem sie die Gewinnsucht fremder Völker reizten, haben sie viele Leiden über die einheimische, größtenteils malaiische Bevölkerung heraufbeschworen.

Seit alten Zeiten trieben chinesische, indische und arabische Kaufleute Handel mit der malaiischen Inselwelt. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts erschienen die Portugiesen mit Kreuz und Schwert und geboten fast ein Jahrhundert in den ostindischen Gewässern. Doch die Portugiesen wurden seit Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von den Holländern aus ihrer Machtstellung verdrängt. Während die Portugiesen wie die Spanier in den Kolonien vor allem Gold und Grundbesitz gesucht hatten, strebten die Holländer hauptsächlich nach Handelsgewinn, vergossen darum aber nicht weniger Blut. Mit erbarmungsloser Grausamkeit gingen sie gegen Eingeborene so gut wie gegen Spanier, Portugiesen und Engländer vor, bis der Handel mit Gewürzen fast allein in ihrer Hand war. Die Gewürznelken und Muskatnüsse wuchsen nur auf einigen kleineren Inseln der Molukken, und seit diese im holländischen Besitz waren, konnten die Holländer auf den Märkten Europas für die teuren Erzeugnisse die höchsten Preise fordern. Als die Bewohner Amboinas Gewürze an andere Völker verkauften, wurden sie blutig geächtigt, ihre Schiffe verbrannt und ihre Gewürzwälder zerstört. Ebenso war der Pfeffer- und Zimthandel größtenteils im Besitz der Holländer. Auch den Handel Europas mit Japan und China vermittelten beinahe ausschließlich holländische Schiffe. Große Reichtümer strömten nach Holland. Doch im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts sanken die Holländer von ihrer stolzen Machtöhe herab. Die Kriege, die sie um ihre Vorherrschaft im asiatischen Handel zu führen hatten, und die Verwaltung ihrer

Besitzungen verschlangen immer größere Geldsummen. Auf die Dauer konnten sie den in Ostindien sich immer kräftiger ausbreitenden Engländern keinen Widerstand mehr leisten. Während der französischen Revolutionskriege und der ihnen folgenden Napoleonischen Kriege, als Frankreich sich die Niederlande erst als batavische Republik und später als Königreich Holland angegliedert hatte, eroberten die Engländer die Besitzungen der Holländer in Afrika und Asien. Doch gaben sie die ostindischen Inseln 1816 wieder an Holland zurück.

Im neunzehnten Jahrhundert bauten die Niederländer ihr großes indisches Kolonialreich auf, das über ein Signal so groß wie das Mutterland ist. Sie hatten dabei zahlreiche und blutige Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen. Ganz unter seine Herrschaft brachte Holland eigentlich nur Java. Auf Sumatra ist der Widerstand des Sultans Mitschin im Nordwesten der Insel immer noch nicht endgültig gebrochen. Und die übrigen großen Inseln, die im Innern von wilden Stämmen bewohnt sind, stehen erst mehr dem Namen nach unter der Botmäßigkeit der Holländer. Java ist die am stärksten bevölkerte und reichste der Sundainseln. Seine Bewohner sind friedlicher und fortgeschrittener als die der übrigen Inseln, und aus ihrer Arbeit zog Holland ungeheure Reichthümer.

„Der Javane ist von Natur Landbauer; der Grund und Boden, auf dem er geboren ist, der viel verspricht für wenig Arbeit, lockt ihn dazu. Vor allem widmet er sich mit Herz und Seele der Bebauung seiner Reisfelder, worin er denn auch sehr geschickt ist. Der Javane wächst auf inmitten seiner Reisfelder, die in der Ebene und auch in Gebirgen gelegen sind. Bereits in sehr jungen Jahren begleitet er seinen Vater aufs Feld, wo er ihm mit Pflug und Spaten behilflich ist und an Dämmen und Wasserleitungen zur Bewässerung der Acker. Er zählt seine Jahre nach Ernten, er rechnet die Jahreszeit nach der Farbe seiner im Felde stehenden Halme; er süßelt sich zu Hause bei den Gesellen, die mit ihm Reis schneiden; er sucht seine Frau unter den Mädchen des Dorfes, die abends unter frohem Gesang den Reis stampfen, um ihn zu enthüllen; der Besitz von ein Paar Büffeln, die seinen Pflug ziehen sollen, winkt ihm als höchstes Ziel. . . .

Doch da kamen Fremde aus dem Westen, die sich zu Herren des Landes machten. Sie wünschten von der Güte des Bodens Vorteil zu ziehen und verlangten von dem Eingebore-

nen, er solle einen Teil seiner Arbeit und seiner Zeit der Erzeugung anderer Dinge widmen, die auf den Märkten Europas mehr Gewinn abwerfen würden. . . . Die Regierung zwingt den Eingeborenen, auf seinem Boden zu pflanzen, was ihr behagt; sie bestraft ihn, wenn er das so Gewonnene verkauft, an wen es auch sei, außer an sie selbst; und sie selbst bestimmt den Preis, den sie ihm dafür zahlt. Und da der ganze Handel doch Gewinn abwerfen muß, kann dieser Gewinn nicht anders erzielt werden als dadurch, daß man dem Javane gerade so viel auszahlt, daß er nicht geradezu verhungert. . . .

Wohl wird also der arme Javane durch doppelte Gewalt — von den europäischen Beamten und von seinen eingeborenen Häuptern — vorwärts gepeitscht; wohl wird er von seinen Reisfeldern fortgezogen; wohl ist Hungersnot die Folge dieser Maßregeln; aber fröhlich flattern zu Batavia, zu Samarang, zu Surabaya die Flaggen an Bord der Schiffe, die beladen werden mit den Ernten, die Niederland reich machen.

Hungersnot. . . ? Auf dem reichen, fruchtbaren Java Hungersnot? Ja, Leser, vor wenigen Jahren sind ganze Distrikte ausgestorben vor Hunger: Mütter boten ihre Kinder zur Speise feil, Mütter haben ihre Kinder verzehrt.“

So schilderte im Jahre 1859 Multatuli in seinem „Max Havelaar“ die Not der Javane unter der Herrschaft der frommen Holländer. Doch waren damit, daß der Javane gezwungen war, gegen geringe Entlohnung bestimmte Pflanzen — namentlich Kaffee — zu bauen, seine Leiden noch lange nicht erschöpft. Er hatte außerdem noch eine Zahl von Tagen unentgeltlich für die Regierung zu arbeiten und Abgaben an sie zu entrichten. Abgaben und Fronden hatte er auch noch an die einheimischen Fürsten und Häupter zu leisten. Denn auch in den Gebieten, die Holland unmittelbar durch europäische Beamte verwalten läßt, ist es bei der Ausübung seiner Herrschaft auf die Unterstützung der einheimischen Großen und der früheren Fürsten angewiesen. Diese verstehen es besser, die Eingeborenen zur Arbeit anzutreiben, und finden leichter Gehorsam bei ihnen als Europäer. Die Folge aber ist, daß der Eingeborene doppelt ausgebeutet wird, und er muß nicht nur Fronden und Abgaben leisten, sondern auch noch den meist verschwenderischen Aufwand der prachtliebenden Großen bezahlen. Die holländische Regierung und die einheimischen Fürsten unterstützen sich gegen-

seitig bei der Ausbeutung der Eingeborenen. Doch den Unterdrückten erstand ein mutiger Verteidiger. Eduard Douwes Dekker war 17 Jahre im Dienste Hollands auf den ostindischen Inseln tätig gewesen. Er war bereits höherer Beamter und hatte ein größeres Gebiet auf Java zu verwalten, als er das Mißfallen seiner Vorgesetzten dadurch erregte, daß er für die Rechte der Eingeborenen eintrat. Dekker hielt es für seine Pflicht, die Eingeborenen vor Ausbeutung und ungerechter Behandlung durch Europäer und einheimische Fürsten zu schützen. Als er sah, daß seine Vorgesetzten ihm das unmöglich machten, nahm er seinen Abschied aus dem niederländisch-indischen Dienst, obwohl ihm der Aufstieg zu den höchsten Stellen offen gestanden hatte. Er lehrte nach Holland zurück und veröffentlichte dort unter dem Namen Multatuli, das heißt „Viel habe ich erduldet“, den Roman „Max Havelaar oder die Kaffeeverteigerungen der Niederländischen Handelsgesellschaft“. In diesem Buche schilderte er schonungslos die Mißwirtschaft Hollands auf Java und die Leiden der Javanen unter dem Joche der Europäer und der indischen Fürsten. Das Buch erregte ungeheures Aufsehen, und wenn die Regierung allmählich gezwungen worden ist, die Eingeborenen etwas besser zu behandeln, so ist das mit dem Verdienst von Multatulis tapferem Auftreten.

Eintönig ist Saidjahs Geschichte. Saidjahs Vater hatte einen Büffel, mit dem er sein Feld bearbeitete. Als ihm dieser Büffel durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang abgenommen wurde, war er sehr betrübt und sprach viele Tage lang kein Wort. Denn die Zeit des Pflügens war nahe, und es war zu fürchten, wenn man das Reisfeld nicht zeitig bearbeitete, würde auch die Zeit des Säens vorübergehen, und endlich würde kein Reis zu schneiden sein, um in der Borratskammer des Hauses geborgen zu werden.

Saidjahs Vater war nun sehr bekümmert. Er fürchtete, daß seine Frau Reis nötig haben würde, und auch Saidjah, der noch ein Kind war, und seine Brüderchen und Schwesterchen. Auch würde das Distriktshaupt ihn beim Adjuvant-Residenten verklagen, wenn er mit der Bezahlung seiner Landrenten im Rückstand bleiben würde, und darauf stand gesetzliche Strafe.

Da nahm Saidjahs Vater einen Dolch, der ein Erbstück von seinem Vater war. Der Dolch

war nicht sehr schön, aber es waren silberne Bänder um die Scheide und auch die Spitze der Scheide hatte ein Plättchen Silber. Er verkaufte diesen Dolch an einen Chinesen, der am Hauptort wohnte, und kam mit vierundzwanzig Gulden nach Hause, für welches Geld er einen anderen Büffel kaufte.

Saidjah, der damals etwa sieben Jahre alt war, hatte bald mit diesem Büffel Freundschaft geschlossen. Ich sage nicht ohne Absicht: Freundschaft; denn es ist rührend zu sehen, wie der javanische Büffel dem kleinen Jungen anhängt, der ihn hütet und versorgt. Von dieser Anhänglichkeit werde ich bald ein Beispiel geben, das nicht erdichtet ist. Das große, starke Tier beugte den schweren Kopf rechts oder links oder nach unten, nach dem Fingerdruck des Kindes, das er kennt, das er versteht, mit dem er aufgewachsen ist.

Solche Freundschaft hatte denn auch der kleine Saidjah bald dem neuen Gast eingestößt, und Saidjahs ermutigende Kinderstimme schien dem kraftvollen Nacken des starken Tieres noch mehr Kraft zu geben, wenn es den schweren Lehmgrund pflügte und seinen Weg in tiefen, scharfen Furchen zeichnete. Der Büffel lehrte willig um, wenn er am Ende des Feldes angelangt war, und ließ seine Daumbreite Erdbodens aus, wenn er die neue Furche zurückpflügte, die stets dicht neben der alten lag, als wäre das Reisfeld ein von einem Riesen geharkter Garten.

Daneben lagen die Reisfelder von Adindas Vater, dem Vater des Kindes, das Saidjah einstmals heiraten sollte. Und wenn Adindas Brüderchen an der dazwischenliegenden Grenze ankamen, gerade wenn auch Saidjah mit seinem Pfluge da war, dann riefen sie einander fröhlich zu, und rühmten um die Wette die Kraft und die Bravheit ihrer Büffel. Aber ich glaube, Saidjahs war der beste, vielleicht weil dieser ihm besser zureden wußte als die anderen, und Büffel sind für gute Worte sehr empfänglich.

Saidjah war neun Jahre alt geworden und Adinda bereits sechs, als dieser Büffel Saidjahs Vater durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang abgenommen wurde. Saidjahs Vater, der sehr arm war, verkaufte nun einem Chinesen zwei silberne Gardinenhaken — Erbstücke von den Eltern seiner Frau — für achtzehn Gulden, und für das Geld kaufte er einen neuen Büffel.

Aber Saidjah war sehr betrübt. Denn er wußte von Adindas Brüderchen, daß der vorige Büffel nach dem Hauptort getrieben

worden war, und er hatte seinen Vater gefragt, ob dieser das Tier da nicht gesehen habe, als er dort war, um die Gardinenhaken zu verkaufen. Auf diese Frage hatte Saidjahs Vater nicht antworten wollen. Darum fürchtete er, daß sein Büffel geschlachtet war wie die übrigen Büffel, die das Distrikthaupt der Bevölkerung abnahm.

Und Saidjah weinte viel, wenn er an diesen armen Büffel dachte, mit dem er zwei Jahre so zusammen gelebt hatte, und er konnte lange Zeit nichts essen, denn seine Kehle war zu eng, wenn er schluckte. Man bedenke, daß Saidjah ein Kind war. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Die Wurzelprinzessin.

Von Robert Reinick.

2. (Fortsetzung.)

Es waren mehrere Jahre vergangen, als wieder einmal das Frühlingsfest erschien. Schon blühte und sproßte alles, auf Bäumen und Hecken, auf den Felsen wie in den Gründen. Das Wurzelvolk hatte bereits seine dunkeln Winterquartiere verlassen und seine Sommerwohnungen an dem kühlen Bache bezogen, der jetzt wieder lustig dahinsprudelte. Begierig harpte alles auf die Ankunft der geflügelten Gäste.

Endlich kam der große Tag heran. Es war ein schöner Maienmorgen; durch das junge, saftige Aufklaub des Waldes flimmerte und funkelte der Sonnenschein über Blumen und Rasen, über Kiesel und Wellen. Da sah man schon ganz in der Frühe die kleinen Herolde in neuen Moosröckchen auf Heupferdchen das Thal durchreiten, und mit heller Stimme riefen sie überall aus:

„Heraus, ihr Wurzelmänner, heraus!
Der Frühling ist kommen, die Vögel sind drauß!“

Kaum war der Ruf vernommen, so strömte das ganze kleine Volk zur Ruhwiese hin, die, immer für solche Feste bestimmt, auch diesmal aufs schönste geschmückt war. In der Mitte prangte auf einem zierlich mit Kieselsteinchen belegten Maulwurfshäusen der Thron für den guten König und seine schöne Tochter, er war aus Schneckenhäusern und Bachmuscheln erbaut und mit Federchen gepolstert. Eine lange sechsfache Allee von Maiglöckchen führte schnurgerade zu ihm hin, und als die königlichen Herrschaften, begleitet vom ganzen Hofe, auf Eichlätzchen da hindurchgaloppierten, erklangen alle Maiglöckchen in wunderlieblichen Melo-

dien, denn an jeder Stauende war eine Spinne angestellt, die sämtliche Glocken daran an seinen Spinnensäden läuten mußte.

Es erfolgte eine feierliche Stille. Die Vögel waren noch immer nicht da. Wahrscheinlich hatten sie sich noch irgendwo in der Nähe niedergelassen, um ihre Federn, die von der langen Reise in Unordnung geraten, in Ordnung zu bringen; sie mußten doch vor ihren freundlichen Wirten als anständige Gäste erscheinen. — Plötzlich hörte man fern, dann immer näher und näher ein Pläzen von Knallschoten, das gewöhnliche Zeichen, daß die Gäste im Anzug wären, und alsbald rauschte es hoch in der Luft. Schon kamen einzelne Züge der Vögel über den Wald daher, dann wieder welche, und so immer mehr, bis zuletzt die Wiese ganz beschattet ward von den fliegenden Gästen. In langen Scharen ließen sie sich auf der Mitte des Platzes nieder.

Allgemeiner Jubelruf erscholl ringsum. Darauf ließ man die Ankömmlinge sich an Speise und Trank erquicken, und nun bestieg ein alter Storch, der berühmteste Erzähler seiner Zeit, einen Felsblock, der ihm als Katheder diente. Schon machte er sein gemüthliches Gesicht, womit er alle Erzählungen zu beginnen pflegte, schon räusperte er sich und öffnete den langen roten Schnabel; da ward er durch ein lautes Gemurmel des Volkes unterbrochen, und ein eigentümliches Geräusch, wie von vielen Wagen und Pferden, erscholl aus der Ferne. Wurzelherolde sprengten heran und meldeten: drinnen im Walde rücte ein ganz neues, fremdes Volk in unabsehbaren Scharen daher, geführt von einem Prinzen in roter Husarenuniform mit großen blauen Augen und einem Stern auf der Brust. Derselbe nenne sich Fürst Rußnacker, sein Minister heiße Hampelmann, und beide ersuchten den Wurzelkönig und dessen Fräulein Tochter um eine allergnädigste Audienz.

Bei dieser Nachricht ward die Prinzessin vor Schreck glühend rot und der König leichenblaß. Die Prinzessin glaubte, der Menschenprinz in der Hauptstadt habe sie auf der Nathausturmalerie erblickt und komme her, um sie zu heiraten. Der König fürchtete, das Riesenvolk der Menschen ziehe herbei, um ihn und seine Untertanen zu vernichten und sein Land zu erobern. Als sie aber erfuhren, Prinz Rußnacker und sein Volk sei nicht größer als die Wurzelmänner selber, verwandelte sich ihre Angst in eine solche Freude, daß die Prinzessin ihrem Vater um den Hals fiel und gar nicht aufhören konnte, seine Hände zu küssen;

der König aber gebot dem erzählenden Vogel Schweigen und befahl, den fremden Prinzen mit seinem Gefolge sogleich herzuführen.

Wie Prinz Nußknacker und sein Rat Hampelmann hierher kommen, wird das folgende Kapitel erzählen.

3.

Die Straße von Nürnberg nach Leipzig führte zur Zeit unserer Erzählung an einer Stelle neben einer tiefen Schlucht dahin, durch die sich ein klarer Bach hindurchschlängelte. Er kam geradeswegs aus dem Wurzeltal und hatte die wunderschöne Eigenschaft, daß alles, was da hineinfiel, sogleich lebendig wurde, wenn es nur vorher schon die Gestalt irgend eines lebenden Wesens gehabt hatte.

Da geschah es eines Tags, daß ein Frachtwagen, der zur Leipziger Messe fuhr und turmhoch voll Kisten und Kisten gepackt war, gerade als er an dieser Schlucht vorüberkam, ein Rad brach und in den Abgrund stürzte. In den Kisten war lauter Nürnberger Spielzeug aller Art und von solcher Menge, daß ein ganzer Jahrmarkt damit ausgestattet werden konnte. Als der arme Fuhrmann den Wagen da unten liegen sah, wo kein Mensch hinzukommen konnte, lief er in die weite Welt. Wer weiß, wo er geblieben ist! — Natürlich waren durch den Sturz des Wagens einige Kisten aufgesprungen, und von den Puppen, die da herausfielen, waren ein Nußknacker und ein Hampelmann in den Wunderbach gerollt. Eben wurden sie vom Wasser des Baches nur ein wenig beneht, so durchdrang auch beide sogleich ein wunderbares Leben. Langsam erhoben sie sich und sahen einander verwundert an. Nußknacker, schön lackiert, mit den glänzenden blauen Augen, dem hölzernen Hops und dem Stern auf der Brust, stand auf seinen Beinen wie eine Säule da; Hampelmann dagegen in seiner bunten Jacke, mit lachendem Gesicht, schlug Hände und Beine vor Freuden über dem Kopfe zusammen und hüpfte wie ein Wiedehopf um jenen herum.

Wie diese ersten Lebensregungen in ruhigere Betrachtung übergingen, öffnete Hampelmann zuerst den Mund und sagte: „Großer Prinz! Daß Ihr ein Prinz seid und ich Euer lustiger Rat, das ist klar, denn sonst hättet Ihr keinen Stern und ich keine Narrenjacke. Was aber nun anfangen?“

„Diese Frage zu beantworten kommt dir zu, aber nicht mir,“ entgegnete Nußknacker, den das Gefühl seiner erhabenen Geburt schon jetzt sehr stolz und nachdentlich gemacht hatte.

In den Bart murrend, bewegte er seine kräftigen Unterkinnbacken fortwährend auf und nieder und fuhr dann weiter fort: „Gieber Hampelmann! Daß ich, wie du sehr richtig erkannt hast, zu einem großen Mann geboren bin, bestätigen mir außer meinem Stern auch noch drei Wünsche, die soeben in mir aufsteigen. Der erste Wunsch zielt auf ein Gericht guter und feiner Nüsse, denn ich bin bei außerordentlichem Appetit; der zweite besteht in der Sehnsucht nach einem treuen Volk und einer glänzenden Armee, denn zum Regieren bin ich nun einmal geboren; der dritte endlich geht aus nach einer schönen und reichen Prinzessin, die mir zugleich als Mitgabe ein hübsches Stück Land zubrächte, worin ich in aller Gemächlichkeit mit deiner Hilfe Nüsse essen, regieren und mich belustigen könnte. Deine Pflicht ist es nun, mir zu raten, wie ich diese Wünsche in Erfüllung setzen könnte!“

„Besser Raten als Raten!“ rief Hampelmann. „Verlassen sich Eure Herrlichkeit nur auf meine Lustigkeit. Noch vor Sonnenuntergang sollen Sie sich im Besitz aller dieser Kleinigkeiten befinden, oder ich will nicht mehr Hampelmann heißen und meine Beine nie mehr über meinem Kopfe zusammenschlagen können.“

Mit diesen Worten sprang er auf den nächsten Nußbaum und schüttelte, was er konnte. Wie Hagel fielen die köstlichen Nüsse von den Zweigen herab und wurden von dem hungerigen Prinzen mit größter Schnelligkeit verarbeitet, so daß er erit recht aufzuleben begann, als sein Hunger befriedigt war.

Viel schwieriger als der erste Wunsch war der zweite auszuführen, aber auch dafür wußte Hampelmann Rat. Die umherliegende Ladung des Frachtwagens enthielt ja ein Volk und Soldaten genug, es kam nur darauf an, die Kisten zu öffnen und alle die tausend Puppen, die sich darin befanden, lebendig zu machen. Leider aber waren die Bretter der Kisten so fest aneinandergefügt, daß die Kraft der beiden kleinen Leute nicht ausreichte, sie zu öffnen.

Wie sehr sie sich auch daran abmühten, alles war umsonst. Da war guter Rat doch teuer! Vor lauter Nachdenken traten dem Nußknacker seine großen Augen schon weit aus dem Kopfe hervor, daß sie wie Krebsaugen anzusehen waren; Hampelmann dagegen verlor keinen Augenblick seinen lustigen Mut. Um Hilfe zu ersehen, drehte er sich wie ein Kreisel nach allen Seiten herum, und eh' er es selbst noch dachte, zeigte sich ihm wirklich die ersehnte Hilfe in einer Art, die ans Wunderbare grenzte.

Weithin schienen die braunen Felder, die neben der Schlucht dem Walde gegenüberlagen, auf einmal lebendig zu werden. Ein gewaltiger Zug Wanderratten, die auf einer Reise von Süden nach Norden begriffen waren, zog daher und ging zufällig gerade auf die umherliegenden Kisten los.

„Aus dem Wege, mein Prinz!“ rief Hampelmann, „wenn wir uns nicht selbst wie Haselnüsse wollen auffressen lassen.“

Weide sprangen auf die Seite. Die Ratten, die, wie bekannt, keine Umwege kennen, sondern immer gerade aus, durch Felder und Wälder, über Bäume und Mauern hinwegspazieren und sich durchbeißen, wo sie nur können, fielen ohne Umstände über die Kisten her. Das frische, junge Fichtenholz der Bretter war ihren scharfen Zähnen ein gesundes Fressen, ebenso die festen hanfenen Stricke. Bald hier, bald da fiel ein Deckel, bald hier, bald da sprang ein Strick. Das köstliche Spielzeug lag in kurzer Zeit bunt durcheinander auf der Straße umher, und einzelne Ratten fingen schon an, auch an diesem ihre leidenschaftliche Nagelust zu befriedigen. Wie Hampelmann das sah, rief er den Ratten zu: „Prosit Mahlzeit, ihr Bretterfresser! Jetzt habt ihr genug!“ und mit einem Satz sprang er in den Bach, schlug Arme und Beine fortwährend über dem Kopfe zusammen, daß das Wunderwasser weit umher und auf alle die Rußknacker, Hampelmänner und zinnernen und hölzernen Soldaten spritzte, die, nun auch davon benezt, sogleich lebendig wurden und auf ihren Beinchen empor sprangen.

„Immer mir nach! und macht's wie ich!“ rief Hampelmann fortwährend. „Ein Narr macht viele Narren, ein Kluger viele Kluge!“ — und richtig! immer neue Puppen lebten auf und erweckten wieder neue zum Leben, die Regimenter fanden sich zusammen, die kleinen Pferde an den kleinen Kanonen erhoben sich und führten ihnen nach, die zinnernen Generale stellten sich an die Spitze der Armeen und kommandierten, und im Nu war die Schlachtordnung gegen die Ratten gebildet. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon fielen einige Puppen unter den scharfen Zähnen der gartigen Tiere zu Spänen auseinander. Da erwachte auch im Rußknacker ein wahrhaft großartiger Heldenmut. Seine Augen rollten nach allen Seiten, seine Kimbacken klapperten vor Kampflust, der hölzerne Pops begleitete alle Bewegungen seines Mundes mit fürchterlichen Zuckungen! Schnell zog er

sein Schwert aus der Scheide, und an der Spitze seiner Leibgarde (die ebenfalls Rußknacker, aber ohne Stern, daher auch keine Prinzen waren) führte er das Heer zur Schlacht.

Jetzt kommandierte er Feuer! Sogleich knatterten alle Gewehre und Kanonen der unzähligen Regimenter auf die Ratten los, und erschreckt von dem ungewohnten Getöse, ergriffen diese eiligst die Flucht. So ward der Sieg glänzend errungen, und wo früher umgestürzte Kisten aufgetürmt waren, sah man nun eine neue bunte Welt. Städte und Dörfer, Festungen und Landhäuser, Küchen und Puchstuben lagen über- und untereinander, dazwischen liefen viele Tausende kleiner Menschen und Tiere umher. — Das erste, was nun geschah, war natürlich, daß Prinz Rußknacker sich von seinem Volke als Fürst huldigen ließ. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Das Knusperhäuschen.

Von Emma Böls.

Es rieselt und wehet großflockig der Schnee. Nun kommt erst der richtige Winter: Fuchhe! Er legt mit weißwollenem Mantel durchs Land,

Behängt alle Bäume mit Zuckerand. Zum Fenster, da guckt just ein Weiblein heraus,

Das wohnt ja im richtigen Knusperhaus! Wenn jetzt auch der Schnee das Hüttlein bedeckt,

Am Schornstein da sieht man, wo Hänchen gelect,

Er rutschte die schwarze Rinne herab. Den Ziegel dahinten brach Gretel sich ab. Die Fenster sind Bonbons, durchsichtig wie Glas,

Pfefferluchen die Türen, das ist ein Spaß. Die Tür geht grad auf. O, schnuppert geschwind,

Ich wett', auf dem Ofen Bratäpfel sind. Da ist's mit dem Schauen auf einmal genug: Großmutter, wir kommen zu dir zu Besuch! Bei dir ist's so hübsch und so wunderbar, Und den größten Apfel, den kriege doch ich!

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.